

4. Im Krieg

Die verheerenden Bombenangriffe 1945 verschonen den Kirchbau, das Pfarrhaus und die leider verlorene Schule auf fast wundersame Weise (von einigen kaputten Fenstern abgesehen). Der Bombenkrieg verschont den Sonnenberg keineswegs, verursacht aber keine ausgeprägten Flächenschäden in dem Ausmaß, wie sie in der Innenstadt zu verzeichnen waren. So wird die Martinstraße komplett zerstört, zahlreiche Einzelhäuser in unserem Stadtteil werden getroffen, darunter das zwei Straßenecken entfernte Pfarrhaus der Markusgemeinde. Viele Menschen werden getötet oder obdachlos. Auch in „St. Joseph“ bekommen sie Hilfe und zeitweiliges Obdach. Die Hauptlast des Krieges liegt schon lange bei den Frauen, welche die Kinder erziehen und das Gemeindeleben ermöglichen und prägen. Sie nehmen nicht nur die Rolle des Familienoberhauptes auf sich, sondern werden auch werktätig, da die Männer und Söhne an den Fronten sind. Anstelle der Männer arbeiten in den Fabriken, welche auf Kriegsproduktion umgestellt sind, die Frauen und zahlreiche verschleppte Zwangsarbeiter. Arbeitszeiten von 60 Wochenstunden sind die Regel. Zudem zeigt sich beizeiten, dass auch die „wirtschaftliche Decke für diesen Krieg zu kurz ist.“ Lebensmittelscheine und Kleiderbezugsscheine gehören zum Alltag. Der Pfarrsaal wird nach den ersten Bombenangriffen beschlagnahmt und dient als Möbellager. Durch die äußeren Drangsalierungen des Terrorregimes rücken die Gemeinden des Sonnenberges näher zusammen, überwinden manche interkonfessionelle Befindlichkeit und suchen über die jeweiligen Pfarrbezirke hinweg näheren, teilweise engen persönlichen Kontakt. Pfarrer Kirsch zählt den Pfarrer von „St. Markus“, Hellner, Mitglied der „Bekennenden Kirche“ zu seinem engsten Freundeskreis und agiert mit diesem zusammen im Verborgenen zum Wohle beider Gemeinden. Als Bischof Petrus Legge zu einer Firmung in Chemnitz dem Auto entsteigt, stellt Pfarrer Kirsch ihn dem Bischof als ersten zahlreicher Vorzustellender mit den Worten vor: *„Darf ich Eurer Eminenz meinen evangelischen Amtskollegen der benachbarten Markusgemeinde vorstellen, mit dem ich in herzlicher Verbundenheit stehe?“*. Was braucht es der Gesten und Worte mehr?

Ob Pfarrer Kirsch aktiv in der Ökumenischen Bewegung arbeitete, ist bisher nicht belegbar. Aber: (Zitat aus der Trauerrede von Pfarrer Hellner am 28. Januar 1950) „Auch wir Evangelischen in der Markusgemeinde haben gern auf sein Wort gehört und seine Arbeit in der Fürbitte getragen [...] das verbindet die St. Josephsgemeinde mit unserer Markusgemeinde.“

Die Gemeinde ist von der Zwangsabgabe der Glocken (1942) betroffen, wobei die kleinste behalten werden darf. Sie wurde später nach Gröditz verkauft. In Vergessenheit geraten ist, dass diese Vorschrift nicht nur Glocken betrifft. Vielmehr gab es eine allgemeine Metallabgabepflicht. Daher war die Abgabe der Glocken kein kirchliches Sonderopfer, betraf sie doch auch Schulglocken und die Einzäunung von Privatgrundstücken. Aber sie war ausdrücklich symbolhaft, weil die Kirchenglocken zumindest bis zur industriellen Revolution den Tagesablauf der Menschen bestimmten und an die Gebetszeiten früh, mittags und abends erinnerten. Die durch Zwang abgenommenen Glocken wurden auf so genannten „Glockenfriedhöfen“ gesammelt. Ein bezeichnendes Wort!

Eine Anregung, die Glocken von „St. Joseph“ wieder regelmäßig im Zweiklang mit der Nachbargemeinde zu läuten. Seit dieser Zeit steht an der Markusstraße ein Holzzaun, der den Eisenzaun ersetzt und in der gleichen Art gestaltet ist, wie wir ihn heute noch an der Ludwig-Kirsch-Straße sehen. Ebenso wird die gleichartige Einfriedung der Schule entfernt. Wie es gelingt, die heute noch bestehenden Zaunfelder an der Kirchenfrontseite zu bewahren, ist noch unergründet. Die steinernen Sockel und Pfeiler werden erst Mitte der 1980-ziger Jahre entfernt, da sie auf den Bürgersteig zu stürzen drohen und der Holzzaun erneuert werden muss.

Die Verdunklungsvorschriften gegen die Bombenangriffe der Alliierten fordern bedeutende finanzielle Mittel für die Anbringung von Verdunklungsrollen im Kirchenraum und im Pfarrhaus. Ein erkleckliches Geschäft für Jalousienbauer, aber aus kriegstechnischen Gründen völlig überflüssig, da die Kriegsgegner ihre Planquadrate in Form von „Fallschirmmarkierungsbomben – im Volksmund „Christbäume“ genannt selber setzen und keineswegs „ins Blaue“ fliegen.